No. 353. — 56. Jahrgang.

Berliner Volks-Zeitung

Donnerstag, 30. Juli 1908

Die „Berliner Volks-Zeitung“ erscheint täglich zweimal; Sonntags nur morgens, Montags nur abends.
Abonnementspreis für Berlin:
75 Pf. monatlich
frei ins Haus, vierteljährlich M. 2.25 einschl. 16 seitigem Illustr. Sonntagsblatt
Abonnementspreis für auswärts
bei Bezug durch die Post:
monatlich M. 0.80, vierteljährlich M. 2.40 einschl. 16 seitigem Illustr. Sonntagsblatt

mit Täglichem Familienblatt und Illustriertem Sonntagsblatt

Morgen-Ausgabe

Insertionspreis für die Zeile 40 Pf.
Stellenangebote und Gesuche . . 30 „
Haupt-Expedition:
SW. Jerusalemer Straße 46/49.
Filialen: Prinzenstr. 41, Kottbuserstr. 1, Sorauerstr. 20, Petersburgerstr. 2, Gr. Frankfurterstr. 33 u. Gr. Frankfurterstr. 87, Nykestraße 31, Schiffbauerdamm 1, Schulzendorferstraße 27 (am Weddingplatz), Königstr. 56/57, Rathenowerstr. 3, Potsdamerstr. 33, Bayreutherstr. 32, Leipzigerstr. 103, Blücherstr. 69 (Ecke Johannistisch), Rixdorf, Prinz Handjerystraße 83/84 u. Berlinerstr. 73, Schöneberg, Vorbergstr. 8, Charlottenbg., Kantstr. 34, Pankow, Berlinerstr. 13b, Lichtenberg, Frankfurter Chaussee 129, Weißensee, König-Chaussee 61b.

Redaktion: Jerusalemer Straße 46/49.
Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion keine Verantwortlichkeit.

Chef-Redakteur: Karl Vollrath, Berlin W.
Verlag u. Druck: Rudolf Mosse, Berlin SW.

Der zehnjährige Todestag Bismarcks.

Am 30. Juli 1898 starb der erste deutsche Reichskanzler in Friedrichsruh, nachdem er acht Jahre im Ruhestande zugebracht hatte. Der heutige Erinnerungstag wird von den Anhängern der reaktionären Parteien dazu benutzt, in der üblichen überschwenglichen Weise den Fürsten Otto v. Bismarck als Nationalheros zu feiern und seine Verdienste so zu schildern, wie es die „offizielle“ und „patriotische“ Geschichtsschreibung von jeher getan hat.

Auch diejenigen, die, wie wir, stets ehrliche und offene Gegner der Bismarckschen inneren Politik gewesen sind, gestehen gern zu, daß der Verstorbene den ganzen Troß der ihn umgebenden Verwaltungsbeamten und Diplomaten weit überragte. Ungewöhnlich war schon seine Laufbahn, die den altmärkischen Junker bis an die Spitze der preußischen Regierung und der Reichsregierung führte und ihm den Grafen-, Fürsten- und Herzogstitel einbrachte. Aber man darf nicht vergessen, daß das Große, was sich an den Namen Bismarck knüpft, doch in erster Linie und fast ausschließlich auf dem Gebiete der auswärtigen Angelegenheiten liegt, auf dem seine Politik des langen Hinhaltens und schnellen Zuschlagens überraschende Ergebnisse erzielte, die noch durch drei glücklich geführte Kriege vermehrt wurden. Die Meinung, die Bismarck schon kurz nach seiner Ernennung zum preußischen Ministerpräsidenten im Jahre 1862 vertrat, daß große Fragen durch Blut und Eisen entschieden werden müßten, hat sich in jenen Kriegen scheinbar als richtig herausgestellt. Der Sieg war den preußischen und deutschen Truppen beschieden, und die große Menge fragt wenig danach, welche Umstände den Sieg gezeitigt haben. Würde auch nur einer der Kriege ungünstig verlaufen sein, so wäre der Mann, in dessen Verherrlichung man so oft alle Grenzen überschritten hat, ein Gegenstand des Hasses und der Verfolgung gewesen.

Immer wieder haben die Anhänger Bismarcks versucht, den Glauben zu erwecken, als hätte sein Auftreten in der inneren Politik ihm gleichfalls Erfolg auf Erfolg gesichert. Wenn man jedoch von den militärischen Vorlagen absieht, die er zumeist unter Zuhilfenahme von Gewaltmitteln zur Annahme brachte, so ergibt es sich bei einer ruhigen und sachlichen Prüfung der Vorkommnisse, daß die Regierungskunst des preußischen Ministerpräsidenten und deutschen Reichskanzlers häufig genug versagt hat. Bereits auf den Landtagen von 1847 bis 1849 wie im Erfurter Parlament (1850) hatte sich Bismarck als ein eifriger Förderer der Reaktion bekannt, und seinem allgemeinen Programm ist er treu geblieben bis an sein Lebensende. Wie er in den preußischen Verfassungskonflikten keinen Ruhm geerntet hat, erlitt er auch später in Preußen und im Reiche manche schwere Niederlage. Wir erinnern nur an sein stolzes Wort: „Nach Kanossa gehen wir nicht,“ das sich durch den Ausgang des Kulturkampfes als unrichtig erwies, an seine Bekämpfung der geheimen Abstimmung bei der Beratung über die Einführung des Reichstagswahlrechts, an den Arnim-Prozeß, an die verhängnisvolle Polenpolitik, die er einleitete, an die Ablehnung des Tabakmonopols und des Branntweinmonopols, für die sich der Fürst in weitem Maße engagiert hatte, an die Kolonialpolitik, in die er den Assessorismus und Militarismus hineinbrachte, an das Sozialistengesetz, das schließlich gegen seinen Widerspruch aufgehoben wurde, an die Kampagne gegen den Professor Geffcken, der das Tagebuch Kaiser Friedrichs veröffentlicht hatte, an die verfehlte Wirtschaftspolitik, die gerade die unbemittelten Bevölkerungsschichten am schwersten mit indirekten Abgaben belastete.

Das Märchen, Fürst Bismarck sei der Schöpfer der sozialen Gesetzgebung, hat sich nicht lange erhalten. Man weiß, daß er sich in heftiger Weise gegen Arbeiterschutzanträge gewandt und sich geweigert hat, die kaiserlichen Erlasse vom 4. Februar 1890 zu unterzeichnen, die einen wichtigen Fortschritt in der Arbeitergesetzgebung darstellten. Diese Tatsache ist es auch gewesen, die einen Monat später die Entlassung Bismarcks herbeiführte, wenn auch den letzten Anlaß zu dieser Maßnahme eine unbedeutende Kompetenzstreitigkeit über die Rechte der Einzelminister bot.

Wir wollen hier die unerfreulichen Ereignisse übergehen, die sich an das Ausscheiden des Fürsten aus seinem Amte schlossen und ihn in eine Oppositionsstellung gegenüber der Regierung brachten, ihn, der die Opposition mit allen Mitteln unterdrückte. Der einst so mächtige Altreichskanzler hat es in jener Zeit als seine bitterste Erfahrung bezeichnet, daß damals so viele seiner Freunde sich von ihm abwandten und er in den Kreisen geschmäht wurde, die nach seinem Tode wieder die alten Lobgesänge auf ihn anstimmen.

In einer Beziehung unterschied sich Bismarck auf das vorteilhafteste von zahlreichen Staatsmännern, namentlich auch von den Leuten, die jetzt am Ruder des Staates stehen. Sein ganzes Wesen verriet eine Fülle von Energie. Sanfte Nachgiebigkeit, schwächliches Zaudern, Kompromißsucht und Zickzackkurs waren ihm verhaßt. Er stritt mit offenen Waffen und suchte seine rückschrittlichen Anschauungen nie zu verbergen. Deshalb stand ihm auch die freiheitlich gesinnte Opposition nicht gegenüber wie einem Fechter, der nicht den Hieb pariert, sondern ihm auszuweichen bemüht ist. Die großen Vorzüge des Fürsten wurden sicherlich gemindert durch große Fehler; aber auch, wer ihn im Leben bekämpfte, wird sich jetzt dessen erinnern, daß der Verstorbene eine gewaltige Kraftnatur war, wie man sie unter den gegenwärtigen Lenkern des Reiches und des Staates vergeblich suchen würde.

Swinemünde, 29. Juli. Der **Kaiser** empfing heute den Architekten Bodo Ebhard, hörte den Vortrag des Stellvertreters des Chefs des Zivilkabinetts, Regierungspräsidenten v. Valentini, unternahm nachmittags eine Ausfahrt im Automobil nach dem Langen Berg und machte dort einen Spaziergang.

Wer war es?

Der Fall Schücking

entwickelt sich immer rätselvoller. Die Meldung der „Frankf. Ztg.“, daß der Minister des Inneren v. Moltke dem Bürgermeister Dr. Schücking wegen der Annahme einer freisinnigen Kandidatur während der letzten Landtagswahlkampagne sein Befremden habe ausdrücken lassen, wird demselben hiesigen Blatte, das in anscheinend offiziösem Auftrage den Minister gegen die Anklage, die Einleitung des Disziplinarverfahrens veranlaßt zu haben, in Schutz nimmt, an „berufener amtlicher Stelle“ als falsch bezeichnet. Ebenso unzutreffend sei es, daß sein Bezirkskommando von Herrn Dr. Schücking eine Erklärung in dieser Angelegenheit verlangt habe. Der Bezirkskommandeur hat allerdings eine Unterredung mit Herrn Dr. Schücking gehabt; doch handelte es sich hierbei um eine Ehrensache, und zwar um eine von Schücking ausgegangene Forderung. (Das letzte will uns nicht glaubhaft erscheinen. Red.) Das Verfahren gegen Dr. Schücking sei von dem zuständigen Regierungspräsidenten eingeleitet worden; es erscheine nicht ausgeschlossen, daß persönliche Gereiztheiten dabei zur Verschärfung der Lage beigetragen haben.

Interessante Illustrationen zu diesen Mitteilungen enthält eine Zuschrift, die dem „Berl. Tagebl.“ aus Husum zugeht. Darin heißt es:

Dem Bürgermeister von Husum, Dr. Lothar Schücking, gehen nicht nur aus den Kreisen der Husumer Bürgerschaft zahlreiche Sympathiebeweise zu, sondern auch Männer, die bisher nicht völlig die Ansichten Schückings vertraten, senden ihm von aller Welt her Bekundungen ihrer Sympathie und Hochachtung. Herr Dr. Schücking erhält auch zahlreiche Briefe von freisinnigen Parlamentariern, die mit ihrem ganzen Einflusse für den gemaßregelten Bürgermeister einzutreten bereit sind. So hat der Abgeordnete Dr. Wiemer geschrieben, die freisinnige Volkspartei werde geschlossen hinter Schücking stehen.

Fast wichtiger noch als diese parteipolitische Kundgebung ist jedoch das Angebot eines berühmten Staatsrechtslehrers (irren wir nicht, des Professors v. Baar in Göttingen), der in einem Gutachten den wissenschaftlichen Wert der Schückingschen Schriften beweisen will. Damit tritt ein Mann auf den Plan, gegen den selbst preußische Landräte nicht aufkommen dürften. Die dumme Behauptung, Dr. Schücking sei Sozialdemokrat, wird dann wohl verschwinden. Dr. Schücking gehört der freisinnigen Volkspartei an, obwohl er den Sprachenparagraphen im Vereinsgesetz auf das entschiedenste bekämpft hat. Und zwar aus guten Gründen. Er kennt als Verwaltungsbeamter die ganze polizeiliche Handhabung in Preußen, und wenn er in Wort und Schrift gegen den unheilvollen § 11 zu Felde zog, so zeugt das nur für seine ehrliche Gesinnung und seinen Mannesmut.

Wer Schücking zum berühmten Manne gemacht hat? Ein Landrat. Man darf dies wenigstens mit aller Bestimmtheit annehmen. Ob es nun der Husumer Landrat oder dessen Kollege in Tondern, bleibe dahingestellt. Sicher ist, daß Herr Nasse, der schon seit 1889 im Schloß vor Husum sitzt und von dort aus die Geschicke des Kreises lenkt, dem jetzigen Bürgermeister bereits schwere Stunden bereitet hat. Das nimmt nun zwar nicht wunder, wenn man weiß, daß der Landrat als ein Spiel- oder Studiengenosse des Kaisers ziemlich fest im Sattel sitzt, und daß der Bürgermeister ein aufgeklärter, modern denkender Mensch ist. Wie unerquicklich das Verhältnis zwischen Landratsamt und Stadtverwaltung in Husum ist, dürfte der Umstand beweisen, daß bereits seit längerer Zeit eine Beleidigungsklage zwischen den beiden Parteien schwebt. Klägerin ist die Stadt, Beleidiger der Herr Landrat. Die Husumer Bürger hätten nicht das mindeste dagegen einzuwenden, wenn Herrn Nasse — obwohl er 19 Jahre im Kreise sitzt — ein anderer Wirkungskreis angewiesen würde. Das beweist zum mindesten die Eingabe des Stadtverordnetenkollegiums an den Oberpräsidenten. Das beweist aber noch deutlicher das Verhalten hochangesehener Bürger, die sonst mit dem „nur“ nationalliberalen Landrat in Reih' und Glied stehen. Die Erbitterung über das Vorgehen der Regierung ist so allgemein, daß beispielsweise Justizrat Storm, der Sohn des Dichters Theodor Storm, der einen nationalliberal-freikonservativen Standpunkt einnimmt, in jeder Weise für Schücking eintritt.

Oder ist es Herr Landrat Rogge, der Sohn des verstorbenen Oberhofpredigers, der der Regierung diese Suppe eingebrockt hat? Der Wahlkampf, der bei der letzten Landtagswahl in Tondern stattfand, war interessant; nicht denkwürdig, denn Wahlbeeinflussungen kamen hier wie fast überall in Preußen vor. Aber, wie gesagt, interessant. Herr Dr. Schücking brachte es fertig, die Zahl der freisinnigen Wahlmänner von 21 auf 44 zu erhöhen. Und wodurch? Durch seine Schriften. Ueberall, wo man der Kandidatur Schücking ablehnend gegenüberstand, wurden von den freisinnigen Agitatoren Bruchstücke aus den Aufsätzen vorgelesen. Mit welchem Erfolg, beweisen die obigen Zahlen.

Ueber die beiden Kreisväter wird noch manches zu sagen sein. Ueber den Herrn Nasse, wenn das Verfahren gegen Schücking seinen Fortgang nimmt und die lautlose Tätigkeit des Herrn Nasse mehr ins Helle gerückt wird; über Herrn Rogge, wenn der Wahlkampf um das erledigte Mandat im Kreise Tondern von neuem entbrennt.

Der „Fall Schücking“ hätte bereits erledigt sein können. Daß dies nicht geschehen ist, daran ist der „Staatsverbrecher“ selber schuld. Hätte er, als er vor wenigen Tagen in dem Regierungsgebäude in Schleswig war, den Gang zum Oberpräsidenten gemacht, um ihm die Sache vorzutragen, dann wäre er in Gnaden wieder aufgenommen worden. Er hat diesen Kanossagang nicht gemacht. Wir danken es ihm.

Von gut unterrichteter Seite wird noch mitgeteilt: Die Regierung sucht das Verfahren anscheinend zu rechtfertigen durch die Differenzen des Bürgermeisters mit der lokalen Staatsverwaltung. Die nun wörtlich vorliegende Anklage spricht aber nur von der Gesinnung und den Anschauungen der schriftstellerischen Arbeiten, die mit der Stellung eines Bürgermeisters und mittelbaren Staatsbeamten unvereinbar seien.

Der Nationalverein hat eine Aktion für Schücking in die Wege geleitet.

Jetzt findet sogar die „Kreuzztg.“ Worte ernster Mißbilligung über das Vorgehen der beteiligten Regierungsorgane. Das führende Organ der Konservativen bemerkt zu der von ihm bezweifelten Nachricht, daß die Aktion auf den Minister v. Moltke zurückzuführen sei:

Ein solches Eingreifen zuungunsten einer Blockpartei würde der Politik der Regierung nicht entsprechen. Zwar gilt nach einer Erklärung des Fürsten Bülow das Blockabkommen nur für den Reichstag, und wir wären die letzten, die für Konzessionen an die Blockpolitik in Preußen eintreten würden. Aber es geht doch nicht an, im Reiche die freisinnige Volkspartei als Regierungspartei anzuerkennen und in Preußen den Beamten das Eintreten für diese Partei zu untersagen. Die Konservativen sind nicht die Väter und Führer des Blocks, das ist vielmehr die Regierung des Fürsten Bülow, und vom Standpunkte dieser Regierung aus halten wir es für unwahrscheinlich, daß dem Bürgermeister Dr. Schücking wegen seiner Landtagskandidatur sollten Schwierigkeiten bereitet worden sein.

Lieblich werden diese kühlen Worte weder dem Minister v. Moltke noch dem Reichskanzler klingen. Und aus alledem erhellt, daß bei der Schleswigschen Regierung demnächst wohl ein größerer Wohnungswechsel erfolgen wird.

Um ein Standbild.

Wir haben bereits im letzten Abendblatte mitgeteilt, daß der Kaiser, der seit gestern in Swinemünde weilt, die Teilnahme an der dort heute stattfindenden Enthüllungsfeier des Kaiser Friedrich-Denkmals abgelehnt hat, weil das Denkmal nicht als Reiterstandbild gedacht ist. Eine weitere Meldung aus Swinemünde besagt, daß der Bürgermeister von Swinemünde v. Grätzel gestern mittag eine Audienz beim Kaiser an Bord der „Hohenzollern“ nachsuchte, um den Kaiser nochmals zur Teilnahme an der Denkmalsfeier einzuladen. Er wurde jedoch nicht vorgelassen. Es wurde ihm vielmehr vom Hofmarschall mitgeteilt, daß der Kaiser eine Teilnahme an der Feierlichkeit ablehne.

Der Schatz im Juliusturm.

Man hört vielfach die Ansicht äußern, daß der Kriegsschatz von 120 Millionen Mark im Juliusturm nicht völlig zinslos liegt, sondern dafür im Verkehr 120 Millionen Mark Reichsschatzscheine umlaufen und die bar im Juliusturm liegenden Münzen ersetzen. Diese Ansicht ist nicht zutreffend. Der Reichskriegsschatz in Höhe von 120 Millionen Mark ist im Jahre 1871 gebildet worden. Diese 120 Millionen ruhen seitdem völlig zinslos in Zehn- und Zwanzigmarkstücken im Juliusturm zu Spandau. Das Gesetz über die Ausgabe der Reichskassenscheine stammt aus dem April 1874. Es ermächtigte den Reichskanzler, „Reichskassenscheine zum Gesamtbetrage von 120 Millionen Mark in Abschnitten zu 5, 20 und 50 Mark ausfertigen zu lassen und unter die Bundesstaaten nach dem Maßstabe ihrer durch die Zählung vom 1. Dezember 1871 festgestellten Bevölkerung zu verteilen“. Diese 120 Millionen M. Reichskassenscheine ersetzten nicht die bar im Juliusturm liegenden Münzen, sondern lösten nach Errichtung des Reiches das Papiergeld der einzelnen deutschen Bundesstaaten ab durch Reichspapiergeld. Zwischen den 120 Millionen M. im Juliusturm und den durch das Gesetz von 1874 ausgegebenen 120 Millionen M. in Reichskassenscheinen besteht also kein Zusammenhang.

Tief betrübt

ist die klerikale „Germania“, weil die Hallenser katholischen Studentenverbindungen sich vom Ultramontanismus losgesagt haben. Um von der übrigen Studentenschaft als gleichberechtigt anerkannt zu werden, haben sie nämlich einen Revers folgenden Wortlauts unterschrieben:

1. Die katholischen Verbindungen sind frei von jedem ultramontanen, parteipolitischen Bestreben und sie verurteilen einseitige Parteipolitik studentischer Korporationen, wo und wie sie immer vorkommt.
2. Zum Ausdruck dessen verzichten die katholischen Korporationen darauf, sich als solche an den Katholikentagen zu beteiligen; denn diese Tagungen, auf denen religiöse und politische Tendenzen verschmolzen werden, sind lediglich eine Verkörperung des ultramontanen Gedankens.
3. Die katholischen Korporationen verurteilen auf das schärfste das Eingreifen kirchlicher Behörden in die freie wissenschaftliche Forschung und in die Lehr- und Lernfreiheit.

Wir begreifen den Schmerz der „Germania“ über die unverblümten Wahrheiten, die hier dem Zentrum gesagt werden.

Herr v. Wehner bleibt.

Der bayerische Kultusminister Dr. v. Wehner läßt durch die ultramontane Presse offiziös erklären, daß er an keinen Rücktritt denke und auch an keinerlei Aufgeben seiner Stellungnahme im Münchener Hochschulkonflikt. — Der Entschluß ist nicht so heldenhaft, wie er aussieht. Mit dem Zentrum als Rückenstärker kann man es in Bayern — und anderswo auch — schon aushalten.

Der Verband Deutscher Bureaubeamten

zu Leipzig hält vom 1. bis 4. August dieses Jahres in Berlin (Sophiensäle, Sophienstraße 18) seinen Verbandstag 1908 ab. Die Tagesordnung enthält ein äußerst reichhaltiges Programm. Der Verband, der schon über zwanzig Jahre besteht und die älteste und leistungsfähigste unter den bestehenden

Bureaubeamtenorganisationen ist, hat schon seit einer ganzen Reihe von Jahren die sozialpolitischen Standesforderungen seiner Mitglieder in den Vordergrund gerückt. Wie notwendig gerade bei den Bureaubeamten die Aufstellung eines sozialpolitischen Programms ist, beweisen dessen einzelne Forderungen. So bestehen unter anderem für die Bureaubeamten keine gesetzlichen Kündigungsfristen, desgleichen unterstehen sie noch nicht, was den Rechtsweg bei Streitigkeiten anbelangt, den Gewerbe- oder Kaufmannsgerichten. Alle übrigen Privatbeamten stehen heutzutage auf einem höheren Niveau als die Bureaubeamten.

Besondere Erwähnung verdienen folgende Punkte der Tagesordnung: Bureauschluß und Mindestruhe, gesetzliche Regelung des Lehrlings- und Unterrichtswesens, Schaffung von Arbeitskammern unter Berücksichtigung von Abteilungen für Bureaubeamte, Pensionsversicherung der Privatangestellten auf staatlicher Grundlage, Frauenarbeit im Bureaubeamtenberufe und dergleichen. Die übrigen Punkte behandeln interne Verbandsangelegenheiten und die Verschmelzung der bestehenden Organisationen zu einem „Bund“.

Gegen das Oberhaus.

Der Kampf, der schon seit längerer Zeit von allen einsichtigen und fortschrittlichen englischen Politikern gegen das Oberhaus geführt wird, ist von neuem heftig entbrannt. Den Anlaß dazu bot die Behandlung des Altersversorgungsgesetzes durch das Oberhaus. Dieses hatte bei der Beratung des Gesetzes, das vom Unterhause angenommen worden war, eine Abänderung beschlossen. Nach der Verfassung steht aber das Recht, finanzielle Arrangements zu treffen, ausschließlich dem Unterhause zu. Daher betrachtet man das Vorgehen der Lords als einen Bruch der Privilegien. Die Abgeordneten des Unterhauses wollen den Kampf bis aufs äußerste treiben. Das Oberhaus solle seinen Beschluß annullieren, widrigenfalls die Abgeordneten auf Auflösung des Parlaments und bei dessen Zusammentritt auf Abschaffung des Oberhauses hinwirken wollen.

Zeit wäre es, daß dieser vorsintflutlichen Einrichtung, die jeden Fortschritt auf dem Gebiete der Gesetzgebung aufzuhalten droht, ein Ende gemacht wird.

Die Monarchenbegegnung in Ischl.

Der „Wiener Polit. Korr.“ zufolge erfolgt die Ankunft des Königs Eduard von England in Ischl am 12. August. Der Aufenthalt wird einen Tag dauern. Der König wird vom Unterstaatssekretär des Auswärtigen Hardinge begleitet sein. Ferner werden der österreichisch-ungarische Minister des Aeußeren v. Aehrenthal und die Botschafter Graf Mensdorff und Goschen der Zusammenkunft beiwohnen.

Die Budapester Animierbankiers.

Nach einem Telegramm aus Budapest verwarf der Anklagesenat des dortigen Strafgerichtshofes in seiner gestrigen Sitzung die Berufung der Staatsanwaltschaft im Strafprozesse gegen die Animierbankiers Max Neumann und Genossen und ordnete im Sinne des Bescheides des Untersuchungsrichters die sofortige Enthaftung der Beschuldigten Max Neumann, Kalman, Herzfelder und Basch an.

Da werden Weiber zu Hyänen . . .

Die Londoner Wahlrechtlerinnen haben sich wieder einmal in höchst unliebsamer Weise bemerkbar gemacht. Sie versuchten die Rede, die der Schatzkanzler Lloyd George am Dienstag Abend auf dem internationalen Friedenskongreß über die deutsch-englischen Beziehungen hielt, und über die wir im letzten Abendblatt berichtet haben, zu unterbrechen und teilweise unverständlich zu machen. Die Wahlrechtlerinnen hatten sich überall in der Queens Hall verteilt und sogar einen Platz auf der Vorstandstribüne erobert. Unmittelbar nachdem Lloyd begonnen, ging der Skandal los. Die erste Frau, die unterbrach, und deshalb hinausgeworfen werden sollte, hatte sich an ihren Sitz angebunden, die Operation dauerte daher lange. Anfänglich nahm der Redner diese wilden Exzesse mit Gleichmut und guter Laune auf. Als das Lärmen aber nicht aufhörte, erklärte Lloyd George:

„Wenn die Frauen nicht mehr Intelligenz zeigen als die, von denen so traurige Beispiele hier vorhanden sind, dann sind sie fürs Stimmrecht nicht geeignet. Sie rufen damit nur Aerger und Ekel hervor. Sie rechnen dabei auf Vorrechte ihres Geschlechtes und wissen ganz gut, daß Männer unter solchen Umständen seit langer Zeit ganz anders rauh behandelt werden.“

Diese Aeußerungen des Ministers riefen lang anhaltenden Beifall hervor.

Die Pforte wird nervös.

Ein offiziöses Telegramm aus Konstantinopel berichtet:

Die türkischen Blätter veröffentlichen einen Beschluß des Ministerrats, wonach dem Minister des Inneren die Durchführung der Parlamentswahlen sowie der Amnestie für politische Verbrechen übertragen wurde. Die von der Bevölkerung für die Einführung des Parlaments und für die Gewährung der Amnestie zum Ausdruck gebrachten Gefühle der Dankbarkeit seien dem Sultan übermittelt und von diesem mit Befriedigung aufgenommen worden. Da die vollständige Durchführung der Verfassung der Bevölkerung bereits bekannt gegeben ist, erklärte der Ministerrat, daß Kundgebungen keine Berechtigung mehr haben und eingestellt werden müßten.

Wenn die Pforte ein gutes Gewissen hätte, würden ihr die von der Bevölkerung Konstantinopels veranstalteten Kundgebungen nicht so sehr auf die Nerven fallen, wie es jetzt der Fall zu sein scheint.

Die Pest in Kleinasien.

Nach einem Telegramm aus Konstantinopel sind in Adalia im kleinasiatischen Wilajet Konia zwei Pestfälle festgestellt worden.

Chicago, 29. Juli. Der Konvent der Unabhängigkeitspartei unter dem Vorsitz Hearsts hat Hisgen-Massachusetts als Kandidaten für die Präsidentschaft und Graves-Georgia als Kandidaten für die Vizepräsidentschaft der Vereinigten Staaten aufgestellt.

Sydney, 29. Juli. Der Ausstand der Straßenbahnangestellten ist beendet.

Bismarck auf der Pariser Weltausstellung 1867.

Neue Veröffentlichungen.

Interessante Erinnerungen von der glänzenden Pariser Weltausstellung von 1867 veröffentlicht die „Deutsche Revue“ in Stuttgart in ihrem Augustheft, dessen Aushängebogen uns soeben zugehen. Germain Bapst in Paris hat hier aus den Papieren und Gesprächen des Marschalls Canrobert eine Reihe interessanter Szenen zusammengestellt, die viel Neues enthalten. Da werden namentlich die Begegnungen und Unterhaltungen interessieren, die während des damaligen improvisierten europäischen Fürstenkongresses in der französischen Hauptstadt der Marschall mit König Wilhelm I. und mit Bismarck hatte. Der Verfasser erzählt:

Für die Pariser war diese Lawine von Herrschern und die ununterbrochene Reihe der Feste, die ihnen zu Ehren gegeben wurden, eine angenehme Unterhaltung. Den Kaiser von Rußland machte sein gelangweiltes und teilnahmloses Aussehen nicht populär. Den König von Preußen machte sein liebenswürdiges Lächeln und seine tadellose Haltung, die eine Gemütlichkeit von feiner Art nicht ausschloß, sympathisch. Er war besonders liebenswürdig gegen den Marschall Canrobert und unterhielt sich auf dem Ball in den Tuilerien ziemlich lange mit ihm. Vielleicht weil er kein Gesprächsthema hatte, nahm er das nächstbeste und fragte den Marschall mit dem Hinweis auf die Gemälde, die an den Wänden der — später im Mai 1871 abgebrannten — Salle des Maréchaux hingen, über seine „Vorgänger“ im ersten Kaiserreich aus. Er machte dabei einige alltägliche Bemerkungen; eine einzige fiel dem Marschall auf. Der König fragte: „Wer ist der da?“ — „Das ist Marschall Augereau!“ — „Ja,“ antwortete der König, „ich habe ihn gekannt; er war mein Freund; als er Gouverneur von Berlin war, ließ er mich zu sich aufs Pferd steigen . . .“ Andern gegenüber machte er gewisse Anspielungen, die um so stärker wirkten, als er sie lächelnd hinwarf. So zum Beispiel sagte er, als jemand mit ihm vom Palais der Légion d'Honneur sprach: „Ja, ich kenne es gut; da habe ich gewohnt, als ich im Jahre 1814 hier war.“ Diese in ihm festsitzende Erinnerung war es offenbar auch, die ihn veranlaßte, auf die Buttes Chaumont zu steigen und die Hauptstadt zu betrachten, wie er es am Tage der Schlacht bei Paris (30. März 1814) getan hatte. Als er in die Tuilerien zurückgekehrt war, fragte man ihn, ob er von seinem Spaziergang befriedigt sei. Da erwiderte er: „Ja, Paris hat sich seit dem letzten Mal, daß ich hergekommen bin, sehr verändert; es ist allerdings lange her, es war im Jahre 1814.“ Immer dieses 1814! Bei der großen Masse machte er einen liebenswürdigen Eindruck, und seine schlichte Leutseligkeit veranlaßte jemand, der oft in nähere Berührung mit ihm kam, zu der Bemerkung: „Er sieht immer aus, als sähe er alte Bekannte wieder, mit denen wieder zusammenzutreffen er sich freut.“

Bismarck blieb die große Pariser Sehenswürdigkeit des Augenblicks; man konnte wirklich keinen Schritt tun, ohne auf seine kolossale Masse zu stoßen, die um so mehr ins Auge fiel, als er mit Vorliebe die weiße Kürassieruniform trug. In jeder Gesellschaft traf man, wenn man sich umdrehte, auf den Riesen, der sich vervielfältigt zu haben schien. Er trug eine große Gutmütigkeit zur Schau und erging sich seiner Gewohnheit gemäß allen Leuten gegenüber in vertraulichen Mitteilungen und in Bemerkungen, die durch ihre Brutalität verblüfften.

Dem Kaiser gegenüber rühmte er sich, er allein habe den Krieg verhindert, den der König auf Betreiben der Militärpartei zwei Monate vorher habe erklären wollen.

Zum Marschall Niel sagte er, daß es sehr vorteilhaft sei, die Truppen bei den Einwohnern einzuquartieren; „man spart bei diesem Verfahren das Geld, das man für Kasernenbauten ausgeben würde, und dann umgeht man die Verpflegung der Truppen, da die Bauern und die Bürger, bei denen sie leben, ihnen das Nötige liefern.“

„Wenn ich,“ so erzählte der Marschall Canrobert, „seinen Blick sah und diese vertrauliche und ausgesprochen militärische Redeweise hörte, so war ich versucht, zu vergessen, daß ich den berühmtesten Diplomaten der Gegenwart vor mir hatte; er erinnerte mich viel mehr an die Kameraden, mit denen ich ehemals am Biwakfeuer gemütlich geplaudert hatte. Ich sagte es ihm lachend und fügte hinzu: „Da ich aber nicht nur den Waffenbruder, sondern auch den Minister vor mir habe, so erlauben Sie mir, Herr Graf, eine Frage an Sie zu richten, die Sie nicht zu beantworten brauchen, wenn Sie sie indiskret finden. Ist es wahr, daß, wenn unsern beiden Ländern ein Krieg erspart geblieben ist, der sie vor einiger Zeit bedrohte, sie dies Ihnen zu danken haben?“ — „Sie können keine indiskrete Frage an mich stellen“, gab er mir zur Antwort, „denn es ist mein Grundsatz, immer zu sagen, was ich denke. Für mich gibt es in der Politik keine bessere Regel. Glauben Sie mir, wenn der Krieg zwischen Frankreich und Preußen ausgebrochen wäre, so hätte dies niemand mehr bedauert als ich. Ich hege eine große Bewunderung für Ihr Land und für die Ideen Ihres Kaisers. Und ich möchte, daß wir, statt uns in den Haaren zu liegen, als Freunde ein gleiches Ziel verfolgten. Das Nationalitätsprinzip ist Napoleons III. Lieblingsidee. Es gibt keinen höheren Gedanken, aber haben Sie auch bedacht, bis wohin es Sie führen kann? Für mich ist es sehr einfach. Die Völker, die dieselbe Sprache sprechen, die den gleichen Ursprung haben, sollen demselben Lande angehören. Sie haben im Süden des Rheins ein Volk, dessen Ideen und Sprache französisch sind: Belgien. Warum wenden Sie sich nicht nach dieser Seite?“

Ich dachte daran, daß wir auch auf der linken Seite des Rheins eine Provinz hatten, deren Interessen französisch waren, deren Sprache es aber nicht war, und ich antwortete nichts.

Den Franzosen Belgien anzubieten oder sie anzutreiben, es in Besitz zu nehmen, wurde bei ihm eine Art Tik. Als der Fürst de la Tour d'Auvergne Botschafter in Berlin war, hatte er ihn oftmals darauf zu bringen gesucht, ohne daß der Botschafter sich ein einziges Mal den Anschein gab, als ob er ihn verstände. Als er im Jahre 1867 bei seinem Aufenthalt in Paris, einen Tag, nachdem er mit dem Marschall Canrobert darüber gesprochen hatte, auf dem berühmten Balle, den der Kaiser und die Kaiserin ihren Gästen im Palais der Tuilerien gaben, in dem reservierten, taghell beleuchteten Garten dem Fürsten de Beauffremont, der Oberst des 1. Husarenregiments war, begegnete, schleuderte er ihm unvermittelt folgende Bemerkung ins Gesicht: „Ihr Kaiser hat aus seiner

---

Nach Jena!

Ueber das weite norddeutsche Flachland rasselt der Bahnzug, über Nuthebrüche und Flämingsand. Goldgelb wogt die Ernte im Lichte der Sonne, und heiß siedet es unter den Kiefern im blaßroten Heidekraut.

Ueber den Elbstrom, der Preußen zerspaltet, rasselt der Bahnzug, und der Lutherstadt Türme ragen spitz hoch über breit gedehnter Silhouette. In Halle macht er Rast, und vom tristen Straßenpflaster drunten winkt ein Gewirr von gelben und roten Elektrischen, die sich gar munter schneiden und kreuzen. Durch des Saaletales Schlangenwindung pafft er aufwärts; Namen von historischem Klange schwirren vorüber: Merseburg, Weißenfels, Naumburg. Drüben mündet das Unstruttal, und es ist wie ein leiser Hall aus den grauen Geschichtszeiten der Ungarschlachten und der salischen Kaiser.

Durch liebliche Schluchten rasselt der Bahnzug. Auf unterspültem Felsen thront die Rudelsburg, fahnengeschmückt, und darunter Saaleck, ein mürbes Gemäuer. An Weinhängen eilt er vorbei, sich schaukelnd in engen Kurven, und Dornburg erscheint, wo Goethe gern hauste zur Maienzeit, im zierlichen Lustschlößchen am Rande der Felswand, tief drunten das schlohweiß blühende Tal.

Und schon naht er Jena, der flinke Bahnzug. In den Gliedern fast spürt man's. Im Philister reckt sich der alte Student. S' ist ja wie Heimatland, ringsum! Traute Freunde halten Spalier, wenn man Einzug hält: die Kunitzburg droben und Kunitz drunten, wo man Mensuren haut, und Zwätzen rechts und der Jenzig links, der dreieckige Bergkegel mit seinem kahlen Haupte, und der Fuchsturm dort auf der Waldeshöhe, wo die Füchse mehr gelten als die Burschen, und der Landgraf, das zinnengeschmückte Bierschlößchen, das da residieret hoch über der grauen Stadt. Traute Freunde sind's. Und man begreift nicht, wie man Abschied nehmen konnte von ihnen — einstmals. Und wie man leben konnte ohne sie — —

Die Bremse knirscht durch den Bahnzug. Mit hellem Pfiffe vollbringt er sein „Halt!“ Von empfangenden Scharen wimmelt's. Ein Wiedersehen setzt es und ein Händeschütteln, daß die Knochen knacken. Thüringische Singsangsprache flötet wieder um die Ohren, drollig und wiegend. Und mit einem Schlage ist alles begraben, vergessen: die große Plackerei des Lebens und der bemooste Schädel, der einen ziert. Unbändig jung will man sein und unbändig sorglos: ein Freudenrausch für drei Tage.

Nun hallt der Tritt wider durch die enge anheimelnde Stadt, eine wohlbekannte Melodie! Nach rechts und links winden sich die gebogenen Gassen mit den spitzgieblichen, verhutzelten, ehrwürdig ergrauten Häusern, und hinten blinken auf die grünen, lieblich geschwungenen Höhen des großen Thüringischen Gartens. Ein altes Herbergszeichen, kunstvolles, schmiedeeisernes Werk, kragt hie und da hoch über das Pflaster und verrät, daß ein kühles Trinkzimmer drinnen ist, zwischen riesendickem Gemäuer.

Hannfried der Korpulente — es ist Johann Friedrichs, des Universitätsgründers Biername — steht noch so steif und stolz wie ehedem in der Mitte des Marktplatzes auf seinem Granitsockel mit seinem trutzig überpanzerten Schmerbauch und dem kerzengrade gezückten Schwerte, das er so krampfhaft präsentiert hält wie ein Stadtsoldat seinen Mordsabul. Und rings im Viereck stehen noch all die schmalen hohen Häuser aufmarschieret, genau so wie ehedem; nur ein paar Neulinge haben sich, nicht ohne architektonisches Taktgefühl, in die Reihe gedrängelt. Und das Rathaus lagert sich drüben behäbig mit dem zwiegespaltenen Spitzdache und dem dicken Turme über der Mitte und ist noch immer ganz schwarz vom Alter und von den harten Zeiten, die es erlebte. Und ringsum auf dem Pflaster stehen die Kneiptische und die schweren Stühle, und die Burschen sitzen da und zechen ihr Lichtenhainer: alles, alles wie ehedem.

Und noch steht das Universitätshaus da, gequetscht in enge Sackgasse, ein morscher, ausgedienter Bau. Abdanken soll es nun! Seine Schuldigkeit hat es getan durch lange, lange Zeiten. Die zertretenen Holzstiegen reden davon und der verwitterte Mörtel. Ein neues Heim haben sie errichtet für die Auditorien, schmuck und kunstvoll, mit geschwungenen Giebeln und barockem Türmchen und mit lauschigem, kühlem Säulenhofe. Und wir sind gekommen aus allen Winkeln des Vaterlandes, es zu weihen, lustig und feierlich.

Aber die Wissenschaft ist zersplittert und jagt das Blut in tausend Adern. Eigenwillig haben sich schon längst die naturkundlichen Institute getrennt vom alten Stammhause und haben sich zerstreut, hierhin und dorthin an die Peripherie der Stadt, saubere Häuser an buschige Berghöhen geschmiegt. Der Stolz sind sie von Neu-Jena. Von ihnen ging aus das Wiedererblühen des Jenaer Ruhmes; von den Gelehrten, die, der preußischen Fessel frei, in ihnen Arbeit tun; von dem großen Ernst Haeckel vor allem! Die schöngeistige Gelehrsamkeit, die einstmals Jena groß machte zu Zeiten Schillers und der Romantiker, sie mußte verdorren im Jahrhundert der Stahlmaschine und der Darwinschen Offenbarung. Aber die exakt naturforschende Gelehrsamkeit keimte auf und baute die Fundamente zu neuer Weltanschauung; und sie nistete sich ein in den alten Gemäuern der Saalestadt. Und siehe da: ein neues Jena erstand!

Ein neues Jena! Im Zeichen Haeckels — und der Zeißschen Stiftung. Das ist eine neue Idee. Die Riesenwerkstätten für Glasverarbeitung und Feinmechanik spenden die Reinerträge gemeinnützigen Zwecken. Das berühmte Volkshaus ward errichtet mit herrlichem Saale, mit Museumsräumen, Bibliothek und der reichhaltigsten Lesehalle Deutschlands. Wissenschaftliche Institute erstanden, und Professuren wurden gegründet auf Kosten der Stiftung. Das Rosental, das sich gen Weimar erstreckt, wird zum Volkspark verwandelt für Rechnung der Zeißschen Erträge. Ein Volksbad ersteht mit prächtiger Schwimmhalle, wie sie keine Stadt ihr eigen nennt von Jenas Größe. Und ein Theaterhaus wird an die Reihe kommen danach. Nicht zuletzt aber ist die neue Universität zum beträchtlichen Teile der Zeißschen Stiftung zu danken. Es sind neue Ideen, die ausgingen von der alten Gelehrsamkeitszentrale des Thüringerlandes: Ideen von einer restlos sozialen Verpflichtung des industriellen Kapitalismus.

Doch zur Altstadt zieht immer und wieder der holde Hang der Erinnerung. Die wetterharte Kirche ist dort, um die einst die Jenaer Schlacht am heißesten tobte, und der Karzer ist dort, in dessen weißgetünchte Wände tausend lustige Brüder ihre Spottzeichen kratzten, und das Universitätskirchlein, das immer so leer ist, drückt sich mit seinem hohen Steildache in ein malerisch Häuserviertel, und das Burschenschaftsdenkmal steht da, das zu klein geriet und ausschaut wie ein Stammtischritter, der die Vereinsfahne strammhält. Und da hat auch noch Kammer-Karl seinen Gasthof, der Studentenwirt von Weltruf, und von der Zeise her klingen grün schillernde Römer. Hier schwang Reuter, der beste deutsche Bursche, die schwarz-rot-goldene Fahne über loderndem Scheiterhaufen, glühend vor Liebe zu Vaterland und Freiheit (und ward darob verurteilt zu lebenslänglicher Festungshaft), Arndt und Jahn sind dort in die Häuser gemeißelt, des einigen Deutschlands frühe Vorkämpfer, und hundert simple Blechschilder, über Fenster und Türen genagelt, künden die Namen der Großen aus der Epoche von Jenas Romantik und Genialität. Wer zählt die Namen von Schiller bis Humboldt, von Tiek bis Feuerbach? — —

Blutrot sinkt die Sonne nieder hinter den Höhen von Kospeda, wo Napoleon einst ruhte vor dem entscheidenden Ringen mit Friedrichs des Großen Enkeln, und wo Otto Erich Hartleben wonneberauscht zechte im „Grünen Baum zur Nachtigall“. Ein schwüles Dämmern zittert um die weichen Linien des Berglandes. Ein Zug Studenten steigt aufwärts zum Fuchsturme, javanische Lampions schwingend, deren brennend Rot malerisch glüht unter dem warmen, grünen Gebüsch. Um einen schwanken Holztisch gruppiert sich die Kneipgenossenschaft. Burschenlieder dröhnen. Drunten liegt die Stadt in der Tiefe und strahlt ihre Flammen auf zur hohen, tiefblauen Sternenkuppel. Ueber die pechschwarze Saale, die sich windet durch Parks und Gebüsch, gleiten langsam die Boote, lämpchenbehangen. Gitarren zirpen süß und schmiegend. Durch den Bahnhof, von dem ungezählte bunte Lichter aufflimmern, rasselt hin und wieder ein Zug wie ein schlanker, feuriger Wurm, und lange, lange folgen ihm die Blicke, bis er verschwindet im fernen Dunkel. Und Gesang klingt herauf von den Taldörfern drunten, von Ziegenhain und Kunitz und Wenigenjena, durch die weite schweigende Nacht. Die Holzkrüge klappern vergnügt, und eine ausgelassene Seligkeit durchzuckt die Korona. Und wieder und wieder dröhnen Burschenlieder, in hartem, verzücktem Takt. Von Jenas Pracht und des Saalelandes irdischer Herrlichkeit!

Dann schwebt der Mond feierlich über dem Tale. Gespenstisch wirr leuchten die Pechfackeln den Weg hinab zur Stadt. Rings von den Bergen sieht man die kleinen, roten, flackernden Feuerpünktchen sich niederschlängeln ins Tal wie Reigen von rotfunkelnden Glühwürmchen.

K. A. V.

Die Trauerfeier für Walter Leistikow,

die die Sezession ihrem früh verstorbenen Begründer gestern nachmittag in ihrem Heim, Kurfürstendamm 208 bereitete, gestaltete sich zu einem weihevollen Akte. Schwarzer Trauerflor hüllte Decke und Wände des Vorsaales und des Hauptsaales ein, in dem der schwere Eichensarg aufgebahrt war. Eine vierfache Reihe Kandelaber mit brennenden Kerzen standen zu beiden Seiten des Sarges, und mit schwarzem Flor verhüllte Kandelaber bildeten dekorative Pilaster an den schwarzdrapierten Wänden entlang. Nur ein Riesenkranz mit großen weißseidenen Schleifen schmückte den

Lage im Jahre 1866 keinen Vorteil zu ziehen verstanden. Er hätte Belgien besetzen sollen, und England hätte nichts sagen können." Diese Bemerkung hinterbrachte der Fürst de Beauffremont, der wie aus den Wolken gefallen war, noch am selben Abend dem Marschall Canrobert.

Herr v. Bismarck fuhr in den folgenden Tagen fort, den ehrlichen Makler zu machen, und stattete den Herren de Persigny und Rouher Besuche ab, einzig und allein, um ihnen dasselbe zu sagen.

Auf dem Ball in der preußischen Gesandtschaft war Bismarck mit Frau de Pourtalès sehr liebenswürdig; beim Souper, das an kleinen Tischen serviert wurde, setzte er sich neben sie, dann folgte er ihr, als sie sich zurückzog, begleitete sie in das Vestibüle der Gesandtschaft, wo er ihr half, ihre Sortie de bal umzulegen. Frau de Pourtalès hatte sich auf ein Bänkchen an einem der Fenster, die auf den Hof gingen, gesetzt, um ihren Wagen zu erwarten, nach dem geschickt worden war; er näherte sich ihr und begann mit jenem verführerischen und einnehmenden Ausdruck, den dieser „brutale Riese" so gut anzunehmen verstand, ihr von dem „großen deutschen Vaterland" zu sprechen. „Sie gehören ihm an, warum kommen Sie nicht nach Berlin? Sie würden dort gefeiert werden, Sie, die Sie so schön, so liebenswürdig sind ... bedenken Sie ... was für eine Stellung Sie dort einnehmen würden ... die Pourtalès sind Neuchâteler und treue Untertanen und Diener der Könige von Preußen. .."

„Aber wir sind Elsässer."

„Ja, aber Elsaß gehört zum großen deutschen Vaterland. Sie wissen ja, wie dort Deutsch gesprochen wird. Der Unterricht wie der Gottesdienst werden dort deutsch abgehalten, und dann lieben die Elsässer den Kaiser nicht: er ist zu gut gegen sie gewesen, er hätte verbieten sollen, eine andere Sprache zu sprechen als Französisch ... Sehen Sie, Elsaß ist eine deutsche Provinz ..."

„Nein, es ist das schönste Kleinod Frankreichs."

Der schlaue Diplomat suchte die schöne Gräfin dahin zu bringen, anzuerkennen, daß Elsaß deutsch sei, und sich über den Grad von französischem Patriotismus klar zu werden, der bei seinen Bewohnern bestand.

Da der Wagen gemeldet wurde, brach das Gespräch für dieses Mal hier ab.

Wie der Kaiser von Rußland, so ging auch Graf v. Bismarck in die Variétés, um die „Großherzogin v. Gerolstein" zu sehen. Er saß mit dem General v. Moltke und dem französischen Militärattaché in Berlin, Oberst Stoffel, in einer Parterreloge. Er lachte viel über die Späße und über die Karikaturen der kleinen deutschen Fürsten und ihrer Höfe. „Es ist ganz so," bemerkte er mehrere Male. In den Zwischenakten ging er in den Couloirs auf und ab, wo das Publikum seine Neugierde befriedigen konnte: „Sieh, das ist Bismarck!" — „Er sieht aber gar nicht so böse aus!" — „Er sieht nicht aus wie ein Menschenfresser." — Die Pariser hatten von ihm die Vorstellung, daß er jeden Morgen einen Hannoveraner oder einen Dänen verspeiste, den er durch vier oder fünf Bisse mit seinen kolossalen Kiefern zermalmte.

Diese Aufzeichnungen stammen aus französischer Quelle. Und da sie sich nicht für preußische Schullesebücher eignen, so wird man diesen neuen Beiträgen zur Charakteristik des Realpolitikers Bismarck in „patriotischen" deutschen Kreisen jeden geschichtlichen Wert absprechen.

Die Kaiserpreisfahrt der Automobilkorps.

Aus der Kaiserpreisfahrt des deutschen freiwilligen Automobilkorps im vorigen Jahre entstand die gestern nachmittag auf dem Tempelhofer Felde beendigte militärische Uebungsfahrt, bei der das deutsche und das österreichische Automobilkorps gemeinsam operierten. Den einzelnen Teilnehmern der Länder wurden verschiedene Aufgaben gestellt, die auf rein militärischer Basis beruhten. Das Wetter war während der ganzen Fahrtdauer vorzüglich mit Ausnahme einer kurzen Zeit nach dem Start am Montag früh, wo noch auf österreichischem Gebiet beide Korps von sehr schweren Gewittergüssen betroffen wurden. Die Landstraßen blieben in leidlichem Zustande. Der Wagen des Oesterreichers Mandl und der Oberleitungswagen des Kommerzienrats Büxenstein gingen an diesem Tage in die Brüche. Außer diesen Defekten kamen im weiteren Verlauf der Fahrt keinerlei Unfälle mehr vor. Es starteten in Wien 34 Bewerber.

Waren die Ueberbringung eines Befehls und ähnliche Aufgaben am ersten Tage schwierig, da überall Hindernisse markiert wurden, so gab es am zweiten Tage, wo von Breslau aus die Ermittelung des unsicheren Aufenthaltes des kommandierenden Generals zu ermitteln war, alle Hände voll zu tun. Die Nachrichtensammelstelle in Strehlen gab dann den Bescheid aus, daß der General bereits nach Schweidnitz abgereist sei. Auf der Fahrt nach dort waren mehrfache Schwierigkeiten zu überwinden. Die schwerste Aufgabe war, über den Eisenbahndamm vor Striegau zu kommen, weil die Ueberbrückung als durch eine feindliche Patrouille zerstört zu gelten hatte. Das Hindernis wurde aber nach 20 Minuten Aufenthalt genommen.

Die Aufgabe wurde von beiden Seiten gelöst, und befriedigt konnten die vorbereiteten Quartiere in Liegnitz bezogen werden. Hatte man aber gehofft, nach der Anstrengung des Tages eine gute Rast zu halten, so wurden die Teilnehmer durch die Pläne der Generalstäbler bald aus ihrer Ruhe aufgeschreckt, denn nachts 1 Uhr ertönte der Alarm für eine Nachtfahrt, und es war von der Oberleitung so geheimnisvoll gearbeitet, daß selbst bei den Mitgliedern der in Berlin anwesenden Kommission eine Meldung über die Ankunft eintraf, die eine Nachtübung nicht vermuten ließ. Gegen 2 Uhr sollten die Wagen in Berlin eintreffen, bis gestern früh die Nachricht eintraf, daß die ersten Teilnehmer bereits gegen 11 Uhr am Ziel zu erwarten seien. Gegen $1\frac{1}{2}$ Uhr nachts war der erste Wagen in Liegnitz gestartet, und kurz nach 12 Uhr traf der Oberleitungswagen mit Major Wolf und Rittmeister Rechl am Ziel ein, wo die Insassen von Grafen Sierstorpff und Grafen Arnim als Vertreter der Technischen Kommission und des Kaiserlichen Automobil-Clubs empfangen wurden. Ein leichtes Zelt dicht hinter dem alten Steuerhäuschen an der Seite der Tempelhofer Chaussee, das mit Girlanden und mit Bannern der österreichischen und deutschen Farben geschmückt war, markierte das Ziel. Als erster Wagen der Teilnehmer traf 12 Uhr 11 Minuten der österreichische Wagen des Herrn Guthmantel am Ziel ein, dem eine Sekunde später der des Landrats v. Marx folgte. Es folgten der Oberleitungswagen des Prinzen Solms-Braunfels und der Drehersche Wagen eine Minute später, während 12 Uhr 12 Herzog Adolf Friedrich v. Mecklenburg mit dem Feldmarschalleutnant v. Krobatin, dem Sektionschef im k. und k. Reichskriegsministerium, und Oberstleutnant Dr. Bardolff in seinem Wagen folgte. Es passierten dann noch Tischbein 12.30, Langen 12.30.30, Egger 12.31.30, Humpelmayer 12.57.30 und Saegermayer 1.04.30, deren Wagen unmittelbar nach dem Passieren des Ziels auf ihre weitere Kriegstüchtigkeit geprüft wurden.

Die Uebungsfahrt der beiden freiwilligen Automobilkorps von Oesterreich und Deutschland ist gestern abend beendet worden. Das Gros der Teilnehmer passierte bis vier Uhr das Ziel, der Rest zog sich sehr weit auseinander, denn der letzte Wagen, der Berlikt des Herrn Trutz, ging erst 3 Uhr 40 Min. aus Storkow ab und erreichte erst am Abend das Ziel. Insgesamt starteten in Wien 34 Teilnehmer:

Es waren nur sehr wenig Wagen mit großen Motoren im Felde, und tatsächlich genügten die mittleren Wagen vollständig, da bei der Uebungsfahrt die Geschwindigkeit erst in zweiter und dritter Reihe in Frage kam, und von der Oberleitung wiederholt die Parole ausgegeben wurde, daß von jeder Form eines Rennens abzusehen sei. In erster Linie bildete die exakte Ausführung der militärischen Aufgaben die Grundlage für die Wertungen, und die Generalstabsoffiziere der beiden verbündeten Länder stimmten nach Schluß der Fahrt darin überein, daß nach dieser Richtung beide Korps sich der Situation als gewachsen erwiesen haben. Ueber die Gewinner der beiden Kaiserpreise läßt sich noch nichts sagen, da die Wertung der Leistungen erst heute erfolgt.

Für die Berliner Bevölkerung war das Ereignis ziemlich unbemerkt geblieben, da die Ankunft überraschend früh erfolgte. In den Nachmittagsstunden sammelte sich jedoch am Ziele auf dem Tempelhofer Felde eine größere Anzahl Neugieriger an.

2000 Chinesen ertrunken.

Ueber den Taifun, der, wie gemeldet, in Hongkong großen Schaden anrichtete, wird aus Hongkong gemeldet: Der durch den Taifun in Hongkong verursachte Verlust an Menschenleben ist größer, als man anfangs erwartete. Er wird auf **2000 Personen** geschätzt. Von den mit dem Dampfer „Yingking" gesunkenen 200 Personen scheint niemand gerettet worden zu sein. Außer dem gesunkenen Kantondampfer „Yingking" werden noch 2 Kantondampfer vermißt. Zu den 6 schon als gestrandet gemeldeten Dampfern kommt noch der Torpedobootszerstörer „Whiting". Die Zahl der gekenterten Chinesenboote ist unbekannt.

Von dem Taifun wurden in Kanton Hunderte, zum Teil dreistöckige Blumenboote unvorbereitet betroffen und zum Kentern gebracht. Der Fluß ist meilenweit mit Trümmern bedeckt. Die Stadt ist überschwemmt. Das englische Kanonenboot „Robin" sowie die französischen Kanonenboote „Vigilante" und „Argus" sind gestrandet und arg beschädigt.

Lokales.

Die Berliner Weiße in französischer Beleuchtung.

Die Berliner Weißbierbrauereien klagen darüber, daß das Berliner Weißbier immer mehr in den Hintergrund gedrängt wird. Schon seit mehr als zwanzig Jahren vermag die Weiße allein den Wirt nicht mehr zu ernähren. Die alten Weißbierstuben sind ausgestorben; bei Clausing schenkt man die Weiße nur noch nebenbei. Der richtige Weißbiertrinker klagt darüber, daß er dies einstmals schier unentbehrliche Getränk nur selten noch in alter Güte erhält. Das liegt nicht an den Brauereien.

Ende der achtziger Jahre hielt sich in Berlin ein französischer Publizist auf, Luc Garsal, der ein Buch über die deutsche Reichshauptstadt geschrieben hat. Er läßt nicht viel Gutes an Berlin, aber für das Berliner Weißbier bekundet er beinahe eine Schwärmerei. Er gibt ein ziemlich ausführliches Urteil ab über das Getränk und seine Trinker.

Berlin hat — sagt Garsal — eine Spezialität, das berühmte Weißbier, von dem Bädeker behauptet, dem Fremden schmecke es nicht. Es ist eine helle, prickelnde, schäumende Flüssigkeit, die auf Steinkruken abgezogen wird, deren Pfropfen mit Bindfaden versichert werden. (Das geschieht jetzt bekanntlich nicht mehr; vielmehr genügt der Patentverschluß auch für das Weißbier. Selbst die Steinkruken sind verschwunden.) Die starke Schaumentwickelung bedingt weite Gläser. Man trinkt das Bier deshalb aus riesigen Pokalen oder aus einfachen Gläsern ohne Untersatz, ohne Fuß, deren Boden flach auf dem Tische ruht. Der Rand ist mit einem weißen Porzellanstreifen versehen, der das Splittern des Glases verhüten soll.

Wir lassen uns eine Flasche bringen. Der vom Bindfaden gelöste und gelockerte Kork fliegt wie beim besten Champagner bis hoch an die Decke, der hellgelbe Stoff sprudelt ins Glas, und alsbald steigt ein dichter, weißer Schaum auf. Das Glas hat keinen Griff; will man es zum Munde führen, muß man es, wie das Kind seine Tasse, mit beiden Händen umspannen. Das ist der Augenblick, wo man einen echten Weißbiertrinker beobachten muß. Er hat seine Zigarre beiseite gelegt, führt langsam und bedächtig das Glas zum Munde, öffnet die Lippen und beginnt in abgemessenen Zügen zu schlürfen. Hat die Weiße seinen Beifall, so spricht er zu seinem Nachbar gelassen die lapidaren Worte: Die Weeße is jut! Dann steckt er seine Zigarre wieder in den Mund und raucht weiter in der Weltentrücktheit jener beneidenswerten Wesen, die nicht lieben, zu denken.

Dabei hat er dem Kellner ein Zeichen gegeben, und verständnisvoll bringt dieser einen nicht ganz kleinen Kümmel, den der Weißbiertrinker, ohne mit der Wimper zu zucken, mit einem Zug hinuntergießt. Nun aber — fährt der Franzose fort — stoße ich auf eine Mißlichkeit. Das Weißbier hat eine Eigenheit, von der man in guter Gesellschaft nicht recht sprechen darf. Das Bier entwickelt sehr viel Kohlensäure; ist diese einmal gefangen, muß sie auf irgendeine Weise einen Ausweg finden ... und nun tut man, was der Engländer anstandslos nach dem Essen zu tun pflegt: man läßt die Kohlensäure mit Behagen wieder entweichen.

Der Franzose ist der Ansicht, daß der Kümmel dies Entweichen erleichtern solle, und daß man ihn daher Luft nenne. Hier befindet er sich im Irrtum. Der Kümmel soll im

---

Sarg, aber zu beiden Seiten breitete sich eine Fülle prachtvoller Kränze von Künstlervereinigungen und Freunden des Entschlafenen aus. Vor allem der Riesenkranz der Berliner Sezession, gewidmet ihrem verehrten und geliebten Führer, solche von Max und Martha Liebermann, dem Deutschen Künstlerbund, der Sezession München, dem Künstlerbund Stuttgart, dem Deutschen Kunstverein Berlin, Margarete und Gerhart Hauptmann, Graf Leopold v. Kalkreuth, dem Verein Berliner Künstler, der Stadtbibliothek Bromberg, der Sezession Wien usw. Der Kranz der königlichen Akademie der Künste traf nach Beginn der Trauerfeier ein.

In der großen Trauerversammlung bemerkte man unter anderen den Direktor der Nationalgalerie, Geheimrat v. Tschudi, Professor Israel, Professor Boß, Professor Liebermann, Max Kyllmann, Professor Turigian, Corinth, Lepsins, Gerhart Hauptmann mit Frau, Max Klinger, Baumeister Dernburg (Bruder des Staatssekretärs), Geheimrat Arnold, Direktor Rosenberg, die Stadtverordneten Nelke und Sachs und andere.

Ein Orgelpräludium, das gedämpft hinter dem Trauerflor erklang, leitete die Trauerfeier ein, dann hielt P. Schröder-Steglitz, der mit der Witwe und dem Bruder Leistikows den Saal betreten hatte, eine Ansprache, die das Leben Leistikows im Vaterhause und den Beginn seiner Künstlerlaufbahn würdigte. Nach der Einsegnung der Leiche erklang wieder sanftes Orgelspiel, das überleitete zu dem Sologesang einer Künstlerin: „O Tod, o Tod, wie bitter bist du."

Dann trat Professor Liebermann an den Sarg, um dem verstorbenen Künstler und Freund einen warmempfundenen Nachruf zu halten. „Seit dem unheilvollen Augenblicke," begann der Redner, „da mir der Telegraph an das Gestade der Nordsee die erschütternde Kunde vom Tode Leistikows überbrachte, will es mir unfaßbar erscheinen, daß ich unseren Freund nicht wiedersehen soll. Hatte ich doch kurz vor meiner Abreise den Mann, dessen Bahre wir heute trauernd umstehen, rüstiger und wohlgemuter als seit langem bei der Arbeit angetroffen. Freilich wußten wir Leistikow von schwerer Krankheit heimgesucht, aber in seiner Gegenwart vergaß man alle Sorgen um seine Gesundheit: die Werke, die eben erst unter seinem Pinsel hervorgegangen waren, zeugten von so viel Frische der Auffassung, von so gesunder Lebensfreude, waren mit solch kühner und temperamentvoller Faust heruntergemalt, daß man vergaß, einem todkranken Manne gegenüberzustehen. Und unter der Freude, mit der er dem Beschauer seine jüngst entstandenen Werke zeigte, schien er selbst seine Krankheit zu vergessen; konnten die Aerzte sich nicht geirrt haben? Oder konnte nicht wenigstens die Meinung derer recht behalten, die ihm noch eine lange Reihe von Jahren ungetrübten Schaffens versprach?" In großzügigen Umrissen behandelte der Redner dann die künstlerische Tätigkeit Leistikows, um mit den Worten zu schließen: „Wie ein jugendlicher Held, als der er gelebt und gewirkt, ist er gestorben. Von der Stelle aus, wo er gekämpft und gesiegt, wollen wir ihn zur letzten Ruhestätte begleiten."

Nach Professor Liebermann widmete Gerhart Hauptmann namens der Freunde dem Verstorbenen einen Nachruf. Er schloß mit den Worten: „Und nun, Du lieber, durchgeprobter Mensch, Künstler, Kamerad und Freund, lebe wohl. In einem anderen, uns doch verwandten Sinne wartet Deiner ein weltferner Garten. Unsere Gedanken, unsere Herzen, unsere Liebe, unsere Dankbarkeit folgen Dir auch in diesem weltfernen Garten der Stille nach."

Weihevolle Stille folgte den Worten der Redner, dann erklang leise und immer machtvoller anschwellend der Beethovensche Trauermarsch. Erst als die Töne sanft verrauscht waren, hoben die Träger den Sarg auf, um ihn zu dem draußen harrenden offenen Leichenwagen zu tragen. Die große Trauerversammlung folgte und begleitete den Trauerzug bis nach Steglitz, wo auf dem dortigen Gemeindefriedhofe die Beisetzung erfolgte.

Bildhauer v. Uechtritz †

Der Bildhauer Professor v. Uechtritz-Steinkirch ist gestern morgen einem schweren Leiden in seiner Wohnung in Berlin, Pfalzburgerstraße 3 erlegen. Kuno v. Uechtritz war am 3. Juli 1856 in Breslau geboren. Er studierte auf der Dresdener und Wiener Akademie, hier besonders bei Viktor Tilgner. Nach Studienaufenthalten in Italien und Paris ließ er sich in Berlin nieder. Seine künstlerische Tätigkeit lag auf dem Gebiete der Brunnen- und Monumentalplastik.

Eine Conried-Oper in Berlin? Die „Int. pol. Korr." teilt mit, daß Direktor Conried, der frühere Leiter der New-Yorker Metropolitan-Oper, in Berlin ein Opernhaus erbauen wolle und zu diesem Zwecke bereits neun Millionen zur Verfügung habe. Das Kapital sei zum Teil von Amerikanern, zum Teil von deutscher Seite gezeichnet worden. — Diese Nachricht scheint uns um so mehr der Bestätigung zu bedürfen, als Conried wegen seines leidenden Zustandes augenblicklich wenig unternehmungslustig sein wird.

Das Friedrich Wilhelmstädtische Schauspielhaus eröffnet die neue Saison am 1. September mit einer Aufführung von Goethes „Egmont" mit der Musik von Beethoven. An Novitäten werden folgende Stücke in Szene gehen: „Irmgard", ein Drama von Herbert v. Berger, „Anteros" von Erich Korn und „König Christian II." von Adolf Paul.

Militärische Theaterleiter.

Der künftige Weimarer Hoftheaterintendant Friedrich Wilhelm v. Schirach entstammt einer Gelehrtenfamilie, in die der Helmstedter Professor Gottlob Benedikt Schirach, der Herausgeber eines als Quelle nicht unwichtigen „Politischen Journals", 1776 den Reichsadel brachte, und die sich teilweise nach Dänemark und auch nach Amerika wandte. Der Vater des Herrn v. Schirach, Major in der Armee der Vereinigten Staaten, lebt in Lübeck. Er selbst war ursprünglich Offizier, erst bei den Karlsruher Leibdragonern, dann bei den Berliner Gardekürassieren, verließ aber den Dienst der Musik zuliebe.

Gegenwärtig sind nur die Theaterintendanturen in Karlsruhe, Mannheim, Meiningen, Gotha und Dessau in Händen von Fachleuten, die früher nicht dem aktiven Offiziersstande angehörten. Zu den bedeutenden Theaterleitern gehört unzweifelhaft Graf Nikolaus v. Seebach, der Generalintendant der Dresdener Hoftheater. Als er sein Amt antrat, spöttelten manche über ihn. Das bekannte Rätsel: „Das Erste ist flüssig, das Zweite ist flüssig und das Ganze ist überflüssig", dessen Lösung der Name „Seebach" bedeuten sollte, ist noch in Erinnerung. Jetzt steht der Name des einst „Gefrozzelten" in der Theaterwelt aus den verschiedensten Gründen im Ansehen. Graf v. Seebach war im Gardereiterregiment aktiv und ist Rittmeister a. D. In München wirkt seit dem 1. Oktober 1905 der Oberst à la suite der Armee und Kammerherr Albert Freiherr v. Speidel als Generalintendant der königlichen Theater. Der Generalintendant der königlichen Schauspiele in Berlin, Georg v. Hülsen, dessen Vater dieselbe Stellung lange Jahre bekleidet hatte, gehörte zunächst dem Alexander-, dann dem Gardekürassierregiment an und schied als Rittmeister aus dem Heere aus, um zunächst die Leitung des Hoftheaters in Wiesbaden und dann seine jetzige Stellung zu übernehmen. Sein Nachfolger in Wiesbaden, Kurt v. Mutzenbecher, ist aktiver Offizier im Bonner Husarenregiment gewesen, dem er heute noch als Rittmeister der Reserve angehört.

Der Hoftheaterintendant in Kassel, Wilhelm Graf v. Bylandt, Baron zu Rheydt, ist aus dem 8. Kürassierregiment hervorgegangen, war lange Jahre zunächst Ordonnanzoffizier, dann Flügeladjutant des verstorbenen Großherzogs von Sachsen-Weimar und wurde im vorigen Jahre in seine jetzige Stellung berufen. Der Stuttgarter Intendant, Joachim Hans Edler Herr zu Putlitz, war Offizier im 1. Badischen Leibgrenadierregiment Nr. 109, aus dem er als Hauptmann ausschied. Der Intendant des Hoftheaters in Schwerin, Freiherr Karl v. Ledebur, schied zur Uebernahme des Theaters als Oberleutnant aus dem Grenadierregiment Nr. 89 aus. Der Intendant in Strelitz, Paul v. Bärenfels-Warnow, machte als Offizier im Franz-Regiment den Feldzug 1870/71 mit, erwarb sich das Eiserne Kreuz und kam Ende der siebziger Jahre in das Grenadierregiment Nr. 89 nach Neu-Strelitz. Ende der achtziger Jahre nahm er als Hauptmann den Abschied, um die Leitung des dortigen Hoftheaters zu übernehmen. Freiherr Julius v. Wangenheim, seit 1891 Intendant des Hoftheaters in Braunschweig, ist Offizier im 94. Infanterieregiment gewesen. Dem Heere gehört er noch als Hauptmann im Gardefüsilier-Landwehrregiment an. Herr v. Radetzky-Mikulicz, Hoftheaterleiter in Oldenburg, ist in das Alexander-Regiment eingetreten, aus dem er später in das 7. Grenadierregiment kam. Er ist einige Zeit Adjutant des verstorbenen Herzogs von Sachsen-Koburg und Gotha gewesen und nahm, im Badischen Grenadierregiment zuletzt eine Kompagnie befehligend, 1897 zur Uebernahme der Leitung des Hoftheaters als Major aus dem Militärdienst seine Entlassung. Oberstleutnant Freiherr Franz v. Kageneck, Leiter des Altenburger Hoftheaters, stammt aus badischen Heeresdiensten, war Kompagniechef im 6. Jägerbataillon und Bataillonskommandeur im Infanterieregiment Nr. 96. Seine jetzige Stellung versieht er seit seinem Ausscheiden aus dem Militärdienst, das im Jahre 1896 erfolgte.

Gegenteil niederschlagen; was man in der Weißbierstube Luft nennt, ist nicht Kümmel, sondern Pfeffermünz. Dann schließt **er aber**: Man mag fremd oder einheimisch, reich oder arm, besser oder schlechter erzogen sein, hat man jemals in der Sommerhitze oder nach Schluß des Theaters jenen brennenden Durst, den kein anderes Bier löschen kann, dann greife man zur kühlen Blonden, dem Champagner des unbemittelten Berliners, dem säuerlichen, erfrischenden Weißbier.

Das Polizeiregiment im Tiergarten.

Eine bedauerliche Verfügung wird am 1. August im Tiergarten in Kraft treten. Wie das „B. T." erfährt, soll von diesem Tage ab derjenige bestraft werden, der die zahllosen niedrigen Weggitter überschreitet. Eine derartige Verfügung läßt sich in keiner Weise rechtfertigen, da die Wege im Tiergarten sich stets sauber präsentieren, und nur ab und zu spielende Kinder, die einen über den Weg geflogenen Ball suchen, über die Gitter gehen. Die neue polizeiliche Verfügung ist also durch nichts begründet und ein neues Beispiel für die Reglementierungssucht der Berliner Polizei. Das Bismarcksche Wort, daß sich in Preußen niemand von seinem Schreibtisch bis zum Fenster begeben kann, ohne gegen irgendeine Verfügung zu verstoßen, erhält durch den Tiergartenerlaß eine neue Bestätigung. In erfreulichem Gegensatz zu dem Verhalten der staatlichen Behörden in dem fiskalischen Tiergarten hat sich die städtische Parkverwaltung gesetzt, die — einer Anregung des Bürgermeisters Dr. Reicke folgend — nach und nach die Gitter aus ihren Parks entfernt, während sie im Tiergarten von Jahr zu Jahr vermehrt werden. Lieber als die süßlichen Ziergärtlein, die jetzt im Tiergarten errichtet werden sollen, würde es der Berliner sehen, wenn man ihn auf seinem Spaziergang im Tiergarten nicht links und rechts des Weges mit polizeilichen Strafmandaten bedrohte, falls eines der Kinder gelegentlich vom Wege irrt. Aber der Schutzmannsschatten wächst immer größer über Berlin.

„Schieberauktionen" eines Gerichtsvollziehers. Nach der Irrenanstalt in Buch wurde der Gerichtsvollzieher Neumann übergeführt, der erst kürzlich vom Berliner Landgericht I wegen eines schweren Dienstvergehens zu drei Monaten Gefängnis verurteilt worden war. Nach seiner Verurteilung stellte sich heraus, daß er geisteskrank sei. In dem gegen den Gerichtsvollzieher eingeleiteten Disziplinarverfahren kam zur Sprache, daß dieser schon seit Jahren Pfändungen und Versteigerungen vorgenommen hatte, die mit dem Strafgesetzbuch im Widerspruch standen, und daß er fast systematisch „Schieberauktionen" bewirkte. Er führte Zwangsversteigerungen durch, bei denen die Pfändungen auf Grund erdichteter Forderungen vorgenommen waren, um minderwertige Waren unter dem Deckmantel der Zwangsversteigerung zu hohen Preisen loszuschlagen. Die in der städtischen Pfandkammer erfolgten Versteigerungen gefälschter Kognaks und Weine, die schon seit vielen Monaten die Aufmerksamkeit der Kriminalpolizei erregten, wurden nur durch Neumann ermöglicht und haben jetzt, nachdem der Gerichtsvollzieher seines Amtes enthoben worden ist, aufgehört.

Selbstmord einer Fünfzehnjährigen. Auf Liebeskummer ist anscheinend der Selbstmord der fünfzehnjährigen Emma Bornemann zurückzuführen, die bei dem Kaufmann Sch. in der Herderstraße 15 in Stellung war. Das Mädchen wurde frühmorgens von der Dienstherrschaft vermißt; als man nach ihm suchte, fand man es auf dem Trockenboden an einer Waschleine erhängt auf.

Der Typhus im Döberitzer Heerlager. Im Döberitzer Heerlager sind sechzehn Mann vom vierten Garderegiment an Typhus erkrankt. Einer der Erkrankten ist bereits gestorben. Das vierte Garderegiment, das heute wieder seine Kaserne in der Rathenowerstraße beziehen sollte, bleibt nun noch auf längere Zeit in Döberitz unter Quarantäne.

Im Hundesalon.

Berlin besitzt ein Paradies für die vierfüßigen Lieblinge junger und alter Damen. Das Hundeartikelatelier liegt mitten in Berlin W., nahe am Zoo, dem Treffpunkte des alten und des neuen Westens. Im Atelier für Hundeartikel gibt es einen ganzen Trousseau von Hundedecken und -mänteln, ganze Lager von Mantel- und Futterstoffen, aus denen Hundemäntel nach Maß angefertigt werden; da sind Water-tights aus imprägniert seidenen Gummistoffen, mit Capuchons und einem gesetzlich geschützten Lungen- und Brustschutz vorhanden, da liegen kostbare, lederne Automobilmäntel mit Automobilbrillen, da gibt es zartseidene Hundetaschentücher, da stehen Gummischuhe für Hunde in nicht weniger als zwölf Größen — kurz, eine Fülle von Kleidungsstücken für Hunde, die der Kleiderauswahl eines größeren Damenkonfektionsgeschäftes weder an Reichhaltigkeit noch an Kostbarkeit kaum nachsteht. Auch die Hundekleider sind der Mode nicht weniger unterworfen als die Damenkleidung. Mehrere Male im Jahre geht die Besitzerin des Ateliers nach Paris, um die neuesten Modelle einzukaufen; denn Paris ist, wie für so vieles, auch die Wiege dieser Luxusartikel. Gegenwärtig ist Erdbeerfarbe und Hellgrün modern. Auch für das Halsband hat die Hundemode feste Gesetze. Der Fox trägt, wenn er „gent" sein will, ein ganz breites, bordeauxrotes, mit hellblauen Steinen besetztes Halsband, für den schwarzen Pudel ist ein weißer Lederstehkragen das „einzig mögliche", und als Allervornehmstes gilt es in den eleganten Hundekreisen Halsbänder aus Schlangenleder zu tragen. Allerdings sind sie unter 75 Mark nicht zu haben. Türkisenbesetzte Goldreifen, goldgestickte, zartweiße Bänder werden im Salon und bei Besuchen getragen, im Täschchen des Mantels steckt bei Visiten sogar die lithographierte Visitenkarte mit der geschmackvollen Aufschrift „Peking Neumann" oder „Fips Graf zu Wolkenstein", und dergleichen. Silberne und goldene, feinfedernde Armbänder werden um die rechte Vorderpfote gelegt; das chinesische Palasthündchen kann sich nur mit breiter Seidenrüsche um den Hals sehen lassen, und der Bologneserspitz muß selbstverständlich rosa Seide mit goldenen Blumen tragen. In Paris zahlt man für all diese Dinge fabelhafte Summen, hier in Berlin sind sie noch verhältnismäßig billig zu haben. Sie differieren etwa zwischen fünf Mark und dreißig Mark.

Manche Leute legen freilich auch mehr an. Zwei Damen kaufen jede eine Hundebettstelle für 60 Mark und die eine bestellt noch eine Chaiselongue für ihren Hund, die eine genaue Miniaturnachbildung der Chaiselongue sein soll, auf der sie selbst ihre Siesta zu halten pflegt. Eine durch ihre Wohltätigkeitsbestrebungen in Frauenvereinen ebenso wie durch ihre Heroinengestalt bekannte königliche Hoheit läßt für ihre prachtvollen, weißen Bulldoggen unendliche Mengen Spielzeug kaufen, von der weißen, ausgestopften Polichinellpuppe an bis zum Kätzchen oder zur rollenden Ratte aus festem Buchenholz, das die Tiere nicht zerbeißen können. Eine russische Millionärin bestellt ein rindledernes, mit roter Seide gefüttertes Ridikül, in dem sie ihren Zwergpinscher auf der Reise im Arm tragen will, und ein alter General kommt selbst und kauft für seine Neufundländer und Kollis graue Leinwandmatratzen mit desinfizierter Füllung, in denen sich keine Insekten zu halten vermögen. Buntgemischt ist das Publikum, das hier aus und ein geht. Man erkennt bald, daß es durchaus Sage ist, wenn man meint, nur die alte Jungfer hänge ihr Herz an den Schoßhund. Schöne, junge Frauen kommen und kaufen Hütchen, Schnurrbartbinden und andere Torheiten für ihre Hunde. Auffallend stark ist die Theaterwelt und die Demimonde im Kundenkreis vertreten; sehr häufig kommt der „Herr der Gesellschaft" mit seinem „Verhältnis" und leiht den Wünschen seiner Dame auch hier ein williges Ohr, — aber auch der junge Offizier, der seinem Hunde „aus Ulk" einen Militärmantel oder eine Dienerlivree bestellt, der Jäger, der sich lederne Würgehalsbänder für seine jungen, wilden Tiere kauft, und der alternde Lebemann, der stundenlang rührsam erzählt, wie er seinen kranken Hunden selbst die Suppen kocht — sie alle fehlen nicht. Für die Sachen der Hunde gibt es eigene Koffer, für ihre Bürsten, Seifen und Mixturen eigene Schränke. Eine Fülle hygienischer Artikel wird feilgeboten. Sehr geschätzt sind vom Tierarzt Netzüberzüge, die den kranken Hund verhindern, sich den mühsam angelegten Verband wieder abzukratzen, und Operationsmaulkörbe, die ihn beim operativen Eingriff zum Stillhalten zwingen. Für tragende Hündinnen sind Hemden vorhanden, in die der ganze Körper des Tieres fest eingeschlossen wird, und die sehr zur Erleichterung beitragen. Auch die pikante Seite fehlt nicht: man hat in Frankreich eigenartig eingerichtete sogenannte Ceintures de chasteté erfunden, die man den Hündinnen zur Laufzeit anlegt, um allen Eventualitäten aus dem Wege zu gehen.

Mit all diesen Artikeln ist aber das Gebiet der Hundepflege keineswegs erschöpft. Der Hund der „Gesellschaft" muß sich nicht bloß zu kleiden verstehen wie der Mensch, er muß sich auch manikűren, pediküren, schminken, pudern und stachieren lassen, um völlig up to date zu sein. Beim Stachieren werden dem Foxterrier die weichen Haare ausgerupft, denn Stachelhaarigkeit ist das Zeichen seiner Rassereinheit, der Pudel dagegen muß wollig sein und wird daraufhin präpariert. Dem Bologneser werden die Nägel rosa gefärbt, sein Fell wird gebläut, sein Näschen wird ihm schwarz geschminkt. Allwöchentlich sind im Atelier zwei Schertage angesetzt, zu denen die Vierfüßler allergrößten Teils in „eigenem" Auto oder in „eigener" Equipage herbeikommen. Ist der Hund krank oder macht die Herrschaft eine weite Reise, dann wird das Tier in Pension gegeben. Und auch das ist nicht billig; denn manches verwöhnte Tier nimmt nur Eier und Kalbfleisch, und der Pensionsvater muß sich mit dem großen und dem kleinen Ehrenwort verpflichten, auch ja alle Tage die richtige Zeit mit ihm spazieren zu gehen und mit ihm zu spielen . . . sonst bekommt das „himmlische" Tierchen Heimweh, oder es stirbt vielleicht, und dann wäre der namenlose Schmerz der Herrin nicht auszudenken.

Gerichts-Zeitung.

„125,000 Mark gewonnen."

Auf ebenso gemeine wie plumpe Art versuchte sich der Registratorgehilfe Otto Thiele, der sich gestern unter der Anklage des versuchten Betruges und der wissentlich falschen Anschuldigung vor der ersten Ferienstrafkammer des Landgerichts I verantworten mußte, in den Besitz von 125,000 Mark zu setzen. Der erst 18jährige Thiele verließ eines Tages ohne jeden Grund seine Stellung als Registratorgehilfe und kehrte zu seinen Eltern nach Tempelhof zurück. Am 29. Februar d. J. fuhr Otto Thiele nach Berlin. In der Friedrichstraße wurde seine Aufmerksamkeit auf das Schaufenster des Bank- und Lotteriegeschäfts von R. gelenkt, wo zwei Telegramme mit der Mitteilung aushingen, daß die zwei Hauptgewinne der Wohlfahrtslotterie in Höhe von 75,000 und 50,000 Mark in die Kollekte des Bankgeschäftes gefallen waren. Der junge Mensch faßte den abenteuerlichen Plan, sich in den Besitz der 125,000 Mark zu setzen. Er fuhr sofort nach Tempelhof und erzählte seinen Eltern unter allen Anzeichen großer Erregung, daß er soeben 125,000 Mark gewonnen habe. Er sei am Morgen, als er sich in Berlin Arbeit suchen wollte, über das Tempelhofer Feld gegangen. Mitten auf dem Felde sei ihm ein Radfahrer begegnet, der sein Portemonnaie verloren habe. Er habe es zufällig gefunden und dem Radfahrer zurückgegeben. Dieser habe ihm dafür zwei Wohlfahrtslose geschenkt. Als er dann durch die Friedrichstraße gegangen sei, hätte ihn beinahe der Schlag gerührt, als er aus den Telegrammen ersehen habe, daß gerade auf seine Lose die beiden Hauptgewinne gefallen wären. Er sei dann sofort in das Bankgeschäft hineingegangen und hätte dem allein anwesenden jungen Manne die Lose übergeben. Dieser habe ihm bedeutet, er müsse noch einmal wiederkommen, da nur der Chef allein die Auszahlung des Geldes vornehmen könne. Er habe die Lose dort gelassen und sei sofort nach Tempelhof gefahren.

Mutter und Schwester glaubten diese Erzählung, und Schwester und Bruder fuhren sofort nach Berlin. Beide begaben sich in das Lotteriegeschäft, in dem der Inhaber allein anwesend war. Thiele verlangte die Auszahlung des Geldes und war höchst erstaunt, als der Inhaber von den Losen nichts wissen wollte. Der Angestellte des Bankgeschäfts, dem Thiele angeblich die Gewinnlose übergeben hatte, wurde sofort herbeigeholt und erklärte ebenfalls, von den Losen nichts zu wissen. Thiele beschuldigte nun den Geschäfsinhaber der Unterschlagung. Außerdem hatte er noch die Dreistigkeit, zur nächsten Polizeiwache zu gehen und gegen den Inhaber und dessen Angestellten eine Anzeige wegen Unterschlagung zu erstatten. Auf eine einfache telephonische Anfrage stellte der Inhaber des Lotteriegeschäftes fest, daß das große Los längst bei der Bank an den richtigen Losinhaber ausgezahlt worden war. Vor Gericht legte der Angeklagte ein offenes Geständnis ab. Die Strafkammer erkannte auf drei Monate Gefängnis mit Rücksicht auf die bisherige Unbescholtenheit des Angeklagten.

Dienstvertrag und Tarifvertrag.

Ueber die Frage, ob der Dienstvertrag durch einen Tarifvertrag ausgeschaltet wird, fällte die achte Zivilkammer des Landgerichts I als Berufungsinstanz eine wichtige Entscheidung.

Die Kläger waren als Hausdiener mit gegenseitiger eintägiger Kündigungsfrist von der Firma A. Jandorf u. Co. engagiert worden. Am 27. September 1904 hat die beklagte Firma mit dem Zentralverband der Handels-, Transport- und Verkehrsarbeiter „Sonderbestimmungen" vereinbart, die „abgesehen von den gesetzlichen Bestimmungen und denen der Arbeitsordnung für das Arbeitsverhältnis ihres Dienstpersonals" gelten sollten. Diese „Sonderbestimmungen" enthielten die Bedingung: „Jedem Hausdiener wird nach 1/4jähriger Tätigkeit eine 7tägige Kündigungsfrist zugesichert", sie traten für die Kläger am 1. Oktober 1904 in Kraft und kamen am 1. Oktober 1907 wieder in Fortfall. Am 3. Oktober 1907 wurde den Klägern mit 7tägiger Frist gekündigt. Die Kläger glauben aber, auf die gesetzliche 14tägige Kündigungsfrist Anspruch zu haben und klagen auf Lohnzahlung für je eine Woche. Sie führen aus, daß mit dem Aufhören der Gültigkeit der „Sonderbestimmungen" alle vertraglichen Bestimmungen über die Kündigung außer Kraft getreten seien, und daß neben den Sonderbestimmungen abweichende Bedingungen in den Arbeitszetteln unzulässig seien. Die beklagte Firma wendet dagegen ein, daß nach Ablauf des Tarifvertrages vom 27. September 1904 die früher oder daneben getroffenen Vereinbarungen wieder in Kraft getreten seien. Mit Rücksicht auf ihren Großbetrieb müsse sie, abgesehen vom Tarifvertrage, einen besonderen Dienstvertrag abschließen, zumal sich viele Mitglieder des Zentralverbandes an die Bestimmungen des Tarifs nicht hielten. Das Gewerbegericht hatte die Kläger abgewiesen. Das als Berufungsinstanz angerufene Landgericht trat der Entscheidung der Vorinstanz bei. Mit dem Wegfall der „Sonderbestimmungen" galt für alle Kläger — wie das Landgericht begründend ausführte — nur die in den Arbeitszetteln allgemein vereinbarte eintägige Kündigungsfrist. Mit dem Aufhören der Sonderbestimmungen kommt die Vereinbarung in den Arbeitszetteln nicht in Fortfall; auch dürfen Arbeitszettel neben den Sonderbestimmungen Vorschriften über Kündigung wohl enthalten.

Die Operation wider Willen.

Das Reichsgericht hat in der Revisionsinstanz das Urteil des Oberlandesgerichts Karlsruhe bestätigt, das den Professor Dr. B. in Heidelberg verurteilte, dem Sohn eines Mannheimer Eisenbahntechnikers eine Entschädigung von 5000 Mark zu zahlen wegen einer ergebnislos verlaufenen Operation, die der Professor an dem Kinde vorgenommen hatte, ohne zuvor die Eltern zu fragen oder sie zu benachrichtigen. Das Landgericht hatte den Kläger mit seinem Anspruche seinerzeit kostenpflichtig abgewiesen. In dem obsiegenden Urteil des Reichsgerichts heißt es unter anderem: „daß ein besonderes Berufsrecht, vermöge dessen ein Eingriff in die körperliche Unversehrtheit des anderen ohne oder selbst mit dessen Willen erlaubt wäre, grundsätzlich auch dem Arzte nicht zur Seite stehe."

SPORT

Die Motorbootregatten auf dem Starnberger See.

München, 29. Juli.

Am Start zum ersten Rennen auf dem Starnberger See fanden sich von den gemeldeten 21 Booten folgende 19 ein: Klasse I, Rennboote, Selva, Leux. Klasse II, Rennboote, Argus III, Benz I. Klasse III, offene Boote über Rennwert 6.5, Argus IV, Esterel, Marga, Lotte, Dixi und Winfried; Höchst blieb aus. Klasse IV, offene Boote unter Rennwert 6.5, Elise, Hein-Mück, Franz, Maria, Pueu. Klasse VI, Kajütboote unter Rennwert 7, Pfeil, Annie, Margarete, Stuttgart, Münchener Kindl. Die Coeurdame des Doktor Paul Cohn blieb aus. In Klasse V und VI erscheint eine ganze Reihe von Booten am Start, die bisher nicht in Wettfahrten gestartet waren, eine Beurteilung der Chancen ist daher unmöglich. In Klasse III hat Lotte-Dixi die grössten Chancen.

Die Radweltmeisterschaften, die heute nachmittag 4 Uhr im Sportpark Steglitz zuerst die Flieger an den Start führen, bringen eine Reihe der interessantesten Begegnungen in den 8 Vorläufen für die Fliegermeisterschaft, für deren drei Zwischenläufe zunächst 8 Bewerber gefunden werden sollen, während der neunte Fahrer erst am Sonntag sich aus dem Hoffnungslauf durch einen Sieg qualifizieren wird. In den vollständig zum Austrag gelangenden In- und Ausländerpreisen, die insgesamt 20 Läufe umfassen, werden sich erstklassige Fliegerrennen abspielen.

Olympische Spiele. Aus London, 29. Juli wird gemeldet: In der heutigen Regatta in Henley siegte im zweiten Einerrennen der Skuller von Gaza-Berlin über Schole-Kanada mit 1½ Längen in 9 Minuten 47 Sekunden.

Kleine Chronik.

Vier Aufgaben für einen Luftkreuzer.

Die Motorluftschiffahrtstudiengesellschaft hat im Auftrage der deutschen Heeresverwaltung einen Motorballon gebaut, der, wie wir meldeten, erst dann endgültig in den Besitz der Armee übergeht, wenn der nach dem unstarren Parseval-System gebaute Luftkreuzer bestimmte Leistungen vollbracht hat. Wie wir hören, hat das neue Luftschiff folgende vier Aufgaben zu erfüllen: a) eine Dauerfahrt von zwölf Stunden, b) eine Höhenfahrt bis über 1200 Meter, c) eine Manövrierfahrt bei zehn Meter starkem Wind und d) einen Aufstieg vom freien Felde aus. Zu diesem Zweck wird der Ballon entleert, zerlegt und auf Wagen nach einem freien Feld geschafft. Hier muß der Luftkreuzer wieder zusammengebaut, gefüllt werden und aufsteigen. Die dritte Aufgabe, die von dem lenkbaren Luftschiff eine einwandsfreie Manövrierfähigkeit bei starkem Winde verlangt, ist die schwerste von den vier zu erfüllenden Bedingungen. Da auch der Zeppelinsche Lenkballon am 5. August zu ganz ähnlichen Zwecken aufsteigt, wird es in den nächsten Tagen an wichtigen Ereignissen im Reiche der modernen Luftschiffahrt nicht fehlen. — Der kleine Luftkreuzer des Luftschifferbataillons ist übrigens auf freiem Felde bei Tegel ohne Hilfeleistung der Mannschaft glatt gelandet und dann wieder aufgestiegen. Augenblicklich erhält der Ballon eine neue Füllung.

Zwanzig Personen an Fleischvergiftung erkrankt. In Eller bei Düsseldorf erkrankten, wie von dort berichtet wird, nach Genuß von rohem Hackfleisch zwanzig Personen unter Vergiftungserscheinungen. Ein 15jähriger Dreherlehrling ist bereits gestorben.

Drei Kinder durch einen Wahnsinnigen ermordet. Ueber die Bluttaten eines Wahnsinnigen meldet uns ein Privat-Telegramm aus München: In Oberleinach im Bezirk Würzburg wurde in der Nacht der Bauer Preisinger plötzlich wahnsinnig. Er überfiel seine im Bette liegenden vier Kinder und schnitt dreien von ihnen mit einem Messer den Hals durch. Dann durchschnitt er sich selbst die Kehle.

Letzte Nachrichten.

Norderney, 29. Juli. Der **Reichskanzler** ist nach **Berlin** abgereist.

Rostock, 29. Juli. Großadmiral Köster hielt in der heutigen Tagung des **Mecklenburger Verbandes des Flottenvereins** eine Rede, in der er ausführte: Er und Konteradmiral Weber seien als durchaus unabhängige Männer in das Präsidium eingetreten. Die Wege des Marineamtes und des Vereins könnten bei denselben Zielen sehr verschieden sein. In den Details und den technischen Fragen sollte man dem Marineamt nicht dreinreden. Ein ausführliches Programm könne das neue Präsidium erst im Herbst entwickeln.

Paris, 29. Juli. Heute vormittag ereignete sich in der Nähe von Poissy ein **Automobilunglück,** bei dem ein Sohn Vanderbilts getötet wurde, während der Wagenführer leichte Verletzungen erlitt. Das Automobil ging in Flammen auf.

Konstantinopel, 29. Juli. Der **armenische Patriarch Ormanian** mußte sich infolge heftiger Angriffe aus der heutigen Sitzung des gemischten Nationalrates zurückziehen. Der Rat sprach unverzüglich seine **Absetzung** aus. Erzbischof Turian wurde zu seinem Stellvertreter gewählt. Auf Grund des Beschlusses beider Räte des ökumenischen Patriarchats wird der Patriarch morgen dem Großwesir eine Adresse überreichen, in der die Freude und der Dank der griechischen Kirche und Nation für die Wiederherstellung der Verfassung ausgesprochen wird.

Schiffsbewegungen.

Bremen, 29. Juli. Norddeutscher Lloyd. „Kronprinz Wilhelm" Dienstag 2 Uhr nachm. von Bremerhaven abgeg. „Westfalen" Mittwoch 8 Uhr vorm. von Melbourne abgeg. „Kaiser Wilhelm der Große" Dienstag 11 Uhr vorm. von New-York abgeg. „Prinz Heinrich" Dienstag 6 Uhr nachm. in Hamburg angek. „Barbarossa" Dienstag 12 Uhr mittags in New-York angek. „Lützow" Mittwoch 1 Uhr nachm. von Bremerhaven abgeg. „Main" Mittwoch 7 Uhr vorm. in Baltimore angek. „Preußen" Mittwoch in Batum angek.

Verantwortlich für den politischen Teil und das Feuilleton: Georg Siegerist; für Lokales, Gerichtszeitung, Kleine Chronik und den übrigen redaktionellen Teil des Blattes: Dr. Johannes Stanjek, beide in Berlin; für den Inseratenteil: Paul Gräß, Gr.-Lichterfelde.

Hierzu Beiblatt.